

Kunst des Scheiterns

Zum Spiel von Erwartung und Enttäuschung

Philipp Stoellger¹

Wer zu leben wagt, erwartet auch etwas vom Leben: mehr als Leben. Damit riskiert man zu Scheitern. Die Erwartungen aber und Hoffnungen, die sich im Scheitern durchhalten, können Grund genug zur Poesie sein. Wenn die Worte noch glücken, wenn einem anderes nicht mehr glückt, kann das das kulturelle Überleben eröffnen. Wer sich seiner Phantasie zu bedienen wagt, hat «mehr» als nur Leben zu gewinnen. So erging es dem Menschen mit dem Scheitern des Paradieses als dem Anfang der Kultur. Und so kann es ihm auch gehen, wenn einem in Krisenzeiten Hören und Sehen zu vergehen droht. Der Griff zur Poesie ist dann kein schlechter Trost, wenn er mehr zu hoffen wagt als nur die «Krisenbewältigung».

Avoir le courage de vivre, c'est aussi attendre plus de la vie que simplement «survivre». Avec quoi on s'expose aussi aux échecs ou aux déceptions ... Mais les attentes et les espoirs qui survivent aux aléas de la vie peuvent être source de poésie. Si les mots savent exprimer les émotions lorsque rien d'autre ne réussit, une ouverture culturelle peut se créer. Oser donner libre cours à son imagination, c'est se donner les moyens de faire mieux que seulement vivre. La naissance de la culture remonte au moment où les humains ont été chassés du paradis. Et dans les temps de crise qui laissent muet et impuissant, le recours à la poésie peut être une consolation et une aide pour surmonter le passage difficile.



Erfüllungen

Als sie heute morgen erwacht sind aus ihren Träumen, war die Welt noch da, die sie beim Einschlafen verlassen haben. Ihr Bett, das Zimmer, Ihr Hotel, die Stadt Bern und der Rest der Welt. Nichts davon ist über Nacht verschwunden.

Das war zu erwarten. Die Welt ist dieselbe geblieben und sie selber auch, ob sie das nun bedauern oder nicht. Im Badezimmer haben sie vermutlich in den Spiegel geschaut, und zurückgeschaut hat glücklicher Weise nicht ein grosser Käfer, sondern derselbe Mensch, den sie gestern Abend beim Zähneputzen verabschiedet haben. Auch wenn sie Ihr Spiegelbild am frühen Morgen vielleicht nicht auf Anhieb erkannt haben – beim näheren Hinsehen haben sie sich vermutlich doch wiedererkannt. Kein Grund zur Sorge also. Ihre Erwartungen wurden erfüllt. Die Erwartungen, dass die Welt dieselbe bleibt, sie derselbe geblieben sind und ihr Leben weitergeht. Wir bemerken diese Erwartungen für gewöhnlich gar nicht. Sie sind schweigend im Hintergrund und melden sich erst, wenn sie enttäuscht werden.

Diese Selbstverständlichkeiten wären nicht der Rede wert – wenn sich an ihnen nicht etwas zeigte. Wir leben ständig mit vielerlei Erwartungen, die selbstverständlich erfüllt werden. Diese Selbstverständlichkeit von Erwartung und Erfüllung ist überlebensnotwendig. Sie zeigt eine Passung oder Entspre-

chung, ohne die wir verloren wären. Das Scheitern aller Erwartungen wäre unerträglich. In einer Welt, in der immer alles anders wäre als erwartet, hätten wir Probleme zu überleben.

Nur kann man fragen, ob wir nicht längst in solch einer Welt leben, in der vielleicht nicht immer *alles* anders ist als erwartet, aber doch immer mehr. Fast könnte man das Leben in der Spätmoderne so definieren: *Leben ist, was einem dazwischenkommt, was nicht den Erwartungen entspricht.* Hier kann man zögern und ins Nachdenken kommen. Zumindest kommt es «immer öfter» anders als erwartet, und das schafft Orientierungsprobleme. Wenn darauf mit immer neuen Orientierungsvorschlägen geantwortet wird – verschärft das die Probleme. Denn viele Orientierungen sind genauso hilfreich wie keine. Hat man auf ein Problem fünf Antworten, ist einem kaum weitergeholfen. Ein dem folgenden vorgreifender Vorschlag wären «Ernüchterungsübungen», will sagen: *mit den eigenen Erwartungen sparsam umzugehen und nicht zuviel zu erwarten.*

¹ Vortrag im Rahmen der Jahrestagung der SGAM in Bern am 22.10.2004. Entstanden in der «Enge der Zeit», bleibt der Text höchst angreifbar. Wer diese phänomenologisch-theologische Meditation scheitern lassen will, dem wird es im folgenden leicht gemacht. Wer sie sich hingegen gefallen lässt, der findet zwar keine Poesie, aber doch Grund genug zur Nachdenklichkeit.

Erwartungen

Aber – wer lebt, erwartet auch etwas vom Leben. Er ist «auf etwas aus». Kein Leben ohne die allgegenwärtige «Intentionalität», ohne die Spannung der Erwartung im «Aussein auf etwas». Diese Spannung macht das Leben aus. Sie zerfällt vielleicht zeitweise in der Langeweile, verendet in der Verzweiflung bis in deren pathologische Formen, und sie verliert sich letztlich im Tod. Aber diesseits dieser Grenzen erwarten wir nicht nur, dass das Leben weitergeht, sondern mehr als das. «Mehr als Leben» erwarten wir vom Leben. Erfolg im Beruf oder Glück im Spiel zum Beispiel. Manch einer erwartet sogar Heil und Versöhnung in seinem Leben. Zurückhaltende Zeitgenossen erwarten nicht gleich Heil, aber immerhin *Sinn*, beispielsweise der, der im Scheitern noch auf Poesie zu hoffen wagt.

Wer so zu hoffen wagt, wird nicht nur gewinnen. Je grösser die Erwartungen, desto grösser die Gefahr des Scheiterns. Dafür sind die Anfänge des Christentums ein schönes Beispiel – voll grösster Hoffnungen und voller falscher wie enttäuschter Erwartungen. Petrus etwa erwartete einen machtvollen Messias. Dessen Macht sollte sich in einem grossen Endkampf offenbaren, im Kampf gegen die gehassten Römer am Ende der Zeiten als Anfang der neuen Schöpfung. Als dann die Römer Christus beim letzten Abendmahl festnahmen, griff Petrus zum Schwert, um endlich diesen grossen Kampf zu beginnen. Aber er war nicht nur ein jämmerlicher Krieger (und schlug dem Knecht des Hohepriesters bloss sein Ohr ab, vgl. Joh 18,10 / Lk 22,50f), sondern seine ganzen Erwartungen von Macht und Endkampf erwiesen sich als vergeblich. Die Geschichte gipfelte im Tod Jesu – als *das* Scheitern aller Erwartungen seiner Jünger, der des Petrus allen voran.

Ähnlich ging es den ersten Christen, auch dem Paulus. Sie erwarteten alle, dass der Gekreuzigte bald wiederkehren werde. Die sogenannte «Naherwartung» hoffte auf seine Wiederkehr in allernächster Zeit. Und bekanntlich warten wir bis heute. Noch eine Enttäuschung. Das Christentum ist voll davon. Nur, beim Scheitern Jesu und seiner Jünger ist es nicht geblieben – warum auch immer. Die Geschichte der Christen ging weiter, meistens anders als erwartet. Dass sie nicht verzweifelt sind (zumindest nicht die Mehrzahl), ist erstaunlich und bemerkenswert. Vielleicht gilt die Regel: *Wo die Enttäuschung ist, wächst die Erwartung erst recht.*

Das gilt vermutlich nur für manche Erwartungen, für die grossen, von denen wir leben und mit denen wir sterben; und auch nur, wenn man an ihnen beharrlich festhält, trotz allem Scheitern. Solche Erwartungen – die anderen als fixe Idee erscheinen können –

können das Scheitern überleben und sogar daran wachsen. An ihnen dennoch festzuhalten, ist allerdings riskant, wenn nicht gefährlich. Wer resigniert, wird sie im nachhinein für Illusionen halten.

Für die anderen, die das Risiko eingehen, an ihnen festzuhalten, gibt's einiges zu gewinnen. Den «Sinn des Lebens» zum Beispiel oder unsterbliche Hoffnungen. Um es als These zu formulieren: *Wer hier nichts riskiert, hat schon verloren.* Seine Hoffnungen und Erwartungen jedenfalls, von und mit denen man lebt, nolens oder volens. In den Kämpfen mit allzu liberalen Ökonomen und Politikern (manchmal verschwimmt wohl der Unterschied), wie im Kampf um Bildung, Soziales und Gerechtigkeit etwa, hätte man ohne den Überschwang der eigenen Hoffnungen den Streichungen und Ungerechtigkeiten nichts entgegensetzen. Wer es nicht wagt, etwas zu erwarten, das sich *nicht* rechnet, das sich nicht ökonomisch rentiert – der hat schon verloren. Das mag man Idealismus nennen oder fromme Wünsche – aber *von* denen lebt eine Kultur, nicht allein in Literatur und Poesie, sondern bis ins ökonomische und politische Handeln hinein.

Poesie – wie die der biblischen Geschichten – ist dann nicht nur Notbehelf, nicht bloss «Kompensation» eines Scheiterns. Sie ist *mehr* als das: Ausdruck derjenigen Hoffnungen, denen selbst Scheitern und Tod nichts anhaben können. Wenn es einem im Scheitern die Sprache verschlägt, einem Hören und Sehen vergeht – wird nur der noch etwas zu sagen haben, der etwas zu hoffen wagt.

Aber zu hoffen zu wagen, ist so lebendig wie gefährlich. Denn es gibt genug dunkle Erwartungen. Wenn es immer wieder anders käme als erwartet, *kann* das zur Poesie verführen – oder aber einen in die Verzweiflung treiben, bis hin zu grausigen Verzweiflungstaten. Auch die Übeltaten von Fanatikern kann man mit Poesie feiern. Nicht die Poesie als solche rettet aus dem Scheitern, sondern was sich in ihr zeigt: *dass* und *was* man noch zu hoffen wagt.

Paradiesgeschichte

In einer Welt *ohne* jede erfüllte Erwartung könnten wir auf Dauer wohl nicht leben. Aber wie steht es um eine Welt, in der *alles* erfüllt würde, in einer Welt ohne Scheitern? Könnten wir da leben? Wo kämen wir hin, wenn *alle* unsere Erwartungen erfüllt würden? – So haben sich Juden und Christen das *Paradies* vorgestellt: eine Welt, in der nichts zu wünschen übrig bleibt. Ja, mehr als das: eine Welt, in der noch nicht einmal offene Erwartungen entstehen, weil alles schon vorab erfüllt ist. Lässt man sich die Paradiesmetapher für einen Augenblick gefallen, mag

einem ganz seltsam zumute werden. Eine Erinnerung an die Poesie der Alten, die es in den Nöten ihrer Zeit gewagt haben, sich ihrer Phantasie zu bedienen.

Hans Blumenberg hat dem näher nachgedacht. Von ihm, dem 1996 verstorbenen Philosophen aus Münster,² der in den 80er und 90er Jahren auch regelmässig in der NZZ geschrieben hat, liess sich Carlo Lang zum Thema «Das Scheitern der eigenen Wünsche als Aufbruch zur Neuen Poesie» inspirieren. Das sei im folgenden aufgenommen und versucht, etwas weiterzudenken.

Was wäre eine Welt ohne Scheitern, ohne jede Enttäuschung? Es wäre jedenfalls eine Welt ohne Poesie. In ihr bliebe nichts zu wünschen übrig – oder doch?

«Ein Garten [schrieb Blumenberg], das ist wunderbar erdacht, ist ein Areal begrenzter Erfahrung; aber an Grenzen zu stossen weckt und erregt den Zweifel, ob Grösseres nicht jenseits der Grenze warten könnte. Im Grunde ist das Verbot, von dem einen Baum im Garten zu essen, nichts anderes als die Aufrichtung einer Grenze zum Vorenthaltenen im Garten selbst. Und dann erst die Zeit: Vier Jahre nach dem Tage 0 taucht am Himmel des Paradieses der erste Fixstern auf – Alpha Centauri mag Adam ihn genannt haben –, und vielleicht gab er das erste Gefühl davon, die Welt könne Vorbehalt auch in der Zeit sein.»³

Dieser Stern war am Himmel, als Adam einschlief und wieder erwachte. Er war am nächsten Abend immer noch unbekümmert da und blieb dort unverändert alle Tage. Während Adam und Eva tagtäglich durch das Paradies wandeln, «wandelt harmlos droben das Gestirn», wie Hölderlin meinte.⁴ Nur, so harmlos war das Gestirn dort droben nicht.

Die erste Enttäuschung

Blumenberg ist hier gründlich anderer Ansicht als Hölderlin. An Alpha Centauri wurde Adam der Gleichgültigkeit der Welt ihm gegenüber gewahr. Das Gestirn indes wandelt und wandelt, ohne sich um *ihn* zu drehen:

«Da war ein Stück Wirklichkeit, das sich nicht um den Menschen zu kümmern schien, nicht war wie die Tiere, die er bei ihren Namen genannt hatte und die sich rufen liessen. War das ein Symptom für Weiteres? Ich brauche die Geschichte nicht auszuspinnen. Was der Mensch erfahren muss, sogar in einem Paradies, ist die Gleichgültigkeit der Welt gegen ihn. Sie besteht auch, wenn nicht vor allem, in der Unabdingbarkeit der Zeitbedingung, die sie seinem Leben stellt; und sei es in der unmöglichen Gleichzeitigkeit selbst der Genüsse seines Gartens.»

Die Welt war da gewesen, als der Mensch zum ersten Mal erwachte; sie bestand fort, als er zum ersten Mal einschlief. Sie scheint nicht nur Garten zu sein: Unbekümmertheit um den Menschen ist ihr wie eine <Qualität> eigen.»⁵

Das erste Scheitern selbstverständlicher Erwartungen war die Einsicht in die Unbekümmertheit von Alpha Centauri. *Die Welt hat Zeit*, heisst das pars pro toto. Sie hat unermesslich viel mehr Zeit als wir, die wir in ihr leben und sterben. Die paradisische Erwartung, dass die Welt für uns gemacht sei, dass wir der Nabel der Welt seien, wurde von der Welt enttäuscht, und zwar schon im Paradies selber. Selbst in dieser Welt voller Fülle war diese elementare Enttäuschung unvermeidlich. Das «wandelnde Gestirn» bleibt unbekümmert – während wir älter werden, uns Sorgen machen und schliesslich sogar sterben (wenn der Mensch schon im Paradies endlich war). Was sich so «gegenständlich» vorstellen lässt, findet seine Entsprechung in den Zeitverhältnissen. An Alpha Centauri wird Adam gemerkt haben, dass *Le-*

2 Hans Blumenberg wurde am 13. Juli 1920 in Lübeck geboren und ist am 28.3.1996 in Altenberge bei Münster gestorben. Die Nürnberger Rassengesetze machten ihn trotz katholischer Konfession zum Halbjuden. Daher durfte er nicht an staatlichen Universitäten studieren. Er ging deshalb zum Studium nach Paderborn und Frankfurt am Main an kirchliche Hochschulen, bis auch dies untersagt wurde. 1944 wurde er in Lübeck verhaftet und ins Konzentrationslager gebracht, aus dem er fliehen konnte. Er wurde von der Familie seiner späteren Frau in Lübeck versteckt und überlebte so die Zeit des Dritten Reiches. Nach dem Krieg studierte er Philosophie, Germanistik und Klassische Philologie in Hamburg. Seine Dissertation 1947 handelte vom «Problem der Ursprünglichkeit der scholastischen Ontologie» und seine Habilitation 1950 von der «Krisis in der Phänomenologie Husserls». 1958 wurde Blumenberg ausserordentlicher Professor für Philosophie in Hamburg, 1960 ordentlicher Professor in Giessen. 1963 gründete er mit Hans Robert Jauss, Wolfgang Iser und Dieter Henrich «Poetik und Hermeneutik». 1965 wechselte er als ordentlicher Professor nach Bochum, 1970 nach Münster. Seine wichtigsten Werke sind: 1960 die «Paradigmen zu einer Metaphorologie», 1966 die «Legitimität der Neuzeit», 1975 «Die Genesis der kopernikanischen Welt», 1979 die «Arbeit am Mythos», 1979 «Schiffbruch mit Zuschauer», 1981 «Die Lesbarkeit der Welt», 1986 «Lebenszeit und Weltzeit», 1988 die «Matthäuspassion» und 1989 die «Höhlenaugänge».

3 H. Blumenberg, *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt a.M. 1986, 74. Alpha Centauri erschien erst nach vier Jahren, weil das Licht solange brauchte, um bis zum Paradies zu kommen – wenn man sich diese Spekulation gefallen lässt.

4 Hölderlin, *Hyperion*: «Ihr sorgt und sinnt, dem Schicksal zu entlaufen und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunst nichts hilft; indessen wandelt harmlos droben das Gestirn. Ihr entwürdigt, ihr zerreisst, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Aether, den verderbt ihr nicht. O göttlich muss sie sein, weil ihr zerstören dürft, und dennoch sie nicht altert und trotz euch schön das Schöne bleibt!»

5 Blumenberg, *Lebenszeit und Weltzeit*, 75.

benszeit und Weltzeit auseinanderfallen. Dass seine Lebenszeit kürzer sein wird als die Zeit der Welt. «Das Bewusstsein, als Episode zwischen Natalität und Mortalität in den Weltlauf eingelassen zu sein ... beginnt mit der schlichten und unselbstverständlichen Wahrnehmung, dass die Welt so wenig mit dem eigenen Leben endet, wie sie mit ihm begonnen hat.»⁶ Das war die erste grosse Enttäuschung – und die war der Grund für das Scheitern des Paradieses.

«Vertreibung [aus dem Paradies, fragte darum Hans Blumenberg rhetorisch] – *war das überhaupt nötig, zerstören sich Paradiese nicht selbst? Vollkommener Einklang zwischen dem eben der Schöpferhand entsprungenen Menschenwesen und seiner Gartenwelt ist denkbar, doch kaum mehr als für einen Augenblick.*»

Es gibt nur «*Augenblicks-Paradiese*», nichts von Dauer. Schon im Paradies treten Wunsch und Wirklichkeit auseinander. Erwartung und Erfüllung können selbst dort nicht auf Dauer zur Deckung kommen. Blumenberg hatte das noch einmal so variiert, dass es auch für die nach-paradiesische Welt gilt: Der Paradiesausgang sei «im Kern und an der Wurzel» «nichts anderes als die aufbrechende Divergenz von Lebenszeit und Weltzeit».⁷

Die Gleichgültigkeit der Welt uns gegenüber, ihre Unbekümmertheit gegenüber unseren Sinnerwartungen, war die erste und entscheidende Enttäuschung. Eine Kränkung, die bis heute anhält. Wir könnten zwar manches von der Welt erwarten – dass sie morgens noch dieselbe ist wie abends, vielleicht sogar, dass wieder einmal die Sonne scheinen wird – aber wenn wir erwarten, sie wäre *für uns* gemacht und hätte sich entsprechend gefügig zu verhalten, dann drohen herbe Enttäuschungen.

Eine erste Antwort auf das Scheitern

Was folgte aus diesem Inbegriff der Enttäuschung, aus dem Scheitern des Paradieses?

Zunächst einmal zeigt sich daran: Selbst die beste aller phantasierbaren Welten ist instabil. Sie zerfällt mit der Zeit, mit dem Gewährwerden der Zeitdifferenz. *Paradiese können nur scheitern*. Das ist die «Moral von der Geschichte». Dazu bedarf es gar nicht der Schlangen, der Äpfel und der Frauen. Schon ohne deren Wünsche geht das Paradies zugrunde. Genauer gesagt: Die waren nicht «Schuld» am Scheitern.

Es zeigt sich auch, dass selbst ein gütiger Gott hier scheitern muss. Er kann das Aufkommen von weitergehenden Erwartungen nicht vermeiden, und auch er kann nicht dafür sorgen, dass sich die Welt uns gegenüber gefügig verhält. Wenn wir nicht aus

dem Paradies vertrieben worden wären – wären wir eingesperrt gewesen in einem Garten, der uns auf kurz oder lang zu eng geworden wäre.

Selbst Gott musste scheitern – aber er hat es nicht dabei belassen, sondern sich alles in der Bibel Folgende einfallen lassen. Ob Gott zur Poesie gegriffen hat, kann man fragen. Jedenfalls hat er sich seiner Phantasie bedient – von der Josephsgeschichte bis zum Neuen Testament. Josephs Fazit am Ende der Genesis, «Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen» (Gen 50,20), ist ein Zeugnis der beglückenden Phantasie Gottes. Das Scheitern erst rief die Künste hervor, die im Paradies nicht nötig waren. Nicht nur die Poesie, sondern auch die Künste des Überlebens, die Medizin, entstand erst, als die «Frau unter Schmerzen gebären» musste. Aus dem Scheitern folgte alles Folgende, die Geschichte, die Kultur – und auch die Poesie der Paradiesgeschichte wie der ganzen Bibel. Ohne das Scheitern des Paradieses wäre es bei Adam und Eva geblieben. Keine Geschichte, keine Kultur, nur traute Zweisamkeit. Es hätte keinen Ackerbau gegeben und keine Kinder. Es hätte auch keiner Inkarnation bedurft, keiner Passion und Auferstehung. Lässt man sich die Paradiesgeschichte mit ihren Metaphern gefallen – erlaubt die Phantasie einen Blick in die Vorgeschichte, wie ein Fernrohr für ferne Welten. Wo wir nichts genaues wissen, dürfen wir uns alles vorstellen. Und den *Anfang* der Kultur vorzustellen, ist selber eine Kulturtechnik: diejenige, sich seiner Phantasie zu bedienen.

Vermutlich ist hier eine methodische Zwischenbemerkung angebracht: Was soll es heissen, sich eine Metapher gefallen zu lassen? Ich schildere hier keine «Historie», argumentiere auch nicht mit zwingenden Gründen, sondern sinne ihnen etwas an und mute ihnen etwas zu: eine phänomenologische Meditation über die Anfänge der Kultur aus dem Scheitern des Paradieses. Solch eine «phantastische» Vorstellung zielt auf versonnene Nachdenklichkeit zum Zwecke eines Perspektivenwechsels und der Horizonterweiterung, mehr nicht. Das muss niemand mitvollziehen, man kann es aber und hätte dabei auch etwas zu gewinnen. Eine etwas andere Auffassung über die Anfänge der Religion, der eigenen Kultur und der persönlichen Erwartungen.

Skepsis und Schiffbruch

War also das Scheitern des Paradieses der Ursprung der Kultur? Und *ist* unser Scheitern Ursprung unse-

⁶ Ebd., 73.

⁷ Ebd., 76.

rer Kultur – oder nicht vielmehr auch ein Scheitern der Kultur?

Mit dem Ende des Paradieses begann jedenfalls die Geschichte und die Kultur – die Kultivierung der Welt nach jüdisch-christlicher Tradition. Das lebenssatt Dasein im Paradies hätte keine weiteren Erwartungen entstehen lassen. Dessen Scheitern war die Eröffnung des Horizonts von Wünschen und Hoffnungen, die uns aus dem Paradies trieben. So gesehen bedurfte es keiner «moralinhaltigen» Fehlritte, sondern das Gewahrwerden der Differenz von Lebenszeit und Weltzeit provozierte Erwartungen an die Welt, die nicht schon erfüllt waren. Ohne Enttäuschung wäre nichts zu wünschen übrig gewesen. Aber gilt das auch noch jenseits des Paradieses, «im Schweisse unseres Angesichts»?

Skeptiker würden einwenden, das sei doch eine Malitätsbonisierung: Aus der Not des Scheiterns eine Tugend der Kultur zu machen. Eine List der Phantasie, sich selbst ins Recht zu setzen. In den Gefahren des Lebens, auf stürmischer See der wilden Ökonomie, könne man mit soviel Poesie nicht überleben. Es ist in der Tat nicht ungefährlich, so fröhlich vom Scheitern zu denken, wie das in der programmatischen Wendung klingt: «Das Scheitern der eigenen Wünsche als Aufbruch zur neuen Poesie». Denn verwandte Vorstellungen wie die vielgepriesene «Krise als Chance» – in Politik, Wirtschaft und auch in der Medizin – ist nicht selten eine leichtfertige Beobachterformel. Die *Zuschauer* eines Scheiterns, eines «Schiffbruchs» der Erwartungen, haben leicht reden, wenn sie eine Firma, ein Krankenhaus oder ein Gesundheitssystem umstrukturieren: Die Krise sei doch *die* Chance, neue und bessere Schiffe zu bauen. Ausserdem sei der Schiffbruch ohnehin eine gute Gelegenheit, endlich mal das Schwimmen zu lernen, das Schwimmen in der deregulierten Wirtschaftswelt. «Wasch *Dir* den Pelz, aber mach *mich* nicht nass» – so können nur Beobachter sprechen.

Das Scheitern – der Schiffbruch genauso wie das Ende des Paradieses – heisst vor allem erst einmal Schmerz und Leid. Eine Enttäuschung, zumal von grossen Erwartungen, schneidet in Fleisch und Seele. Da vergeht einem die Poesie, erst recht die billige Prosa mancher Mächtigen. Auch Philosophen und Theologen, die das Scheitern als «notwendiges» und «lehrreiches» Übel gepriesen haben – haben schlecht phantasiert und schlicht gelogen. Und das nur zu oft auch noch aus der gesicherten Position des *Zuschauers* der Schiffbrüche des Lebens.

Die klassische Figur dafür wurde allerdings nicht von der Theologie, sondern von Lukrez⁸ erfunden (am Anfang des zweiten Buches von «De rerum natura»):

«*Es ist eine Lust, am Ufer zu stehen und mitanzuse-*

hen, wie die Schiffe auf hoher See umhergeworfen werden; eine Lust, am Fenster einer Burg zu stehen und tief unten eine Schlacht und ihr Schicksal mitanzuschauen; aber keine Lust kommt der gleich, auf dem überlegenen Boden der Wahrheit zu stehen – einer uneinnehmbaren Höhe, wo die Luft immer rein und klar weht – und das Umherirren und Ziehen von Nebeln und Stürmen drunten im Tal zu über-schauen.»⁹

Das ist zwar schöne Phantasie, aber doch eine grausige Lust am Scheitern *der anderen*. Was wohl gewesen wäre, wenn Lukrez selber hätte mit dem Schiff reisen müssen? Wenn die *eigenen* Wünsche scheitern, wird einem diese Lust vergehen. Aber mit ihr auch die Poesie?

Der Kirchenvater Tertullian¹⁰ sah unsere Lage im Meer der Geschichte schon merklich anders. Schiffbrüchige sind zunächst einmal die Heiden: «*Alle, welche Gott nicht erkennen ... treiben ... ohne das Steuerruder der Vernunft in allen Verhältnissen und*

8 Titus Lucretius Carus (Lukrez), röm. Dichter und Philosoph, geb. 97 (?) v. Chr., gest. 55 v. Chr.

9 De rerum natura, II 1,2; zitiert nach der emphatischen Aufnahme dieser Szenerie bei Francis Bacon, Über die Wahrheit (Of Truth), in: Ders., Essays oder praktische und moralische Ratschläge, übers. v. E. Schücking, hg. v. L. L. Schücking, Stuttgart 1970, 3–5, 4f.

Im Lateinischen heisst es bei Lukrez:

«Suave mari magno turbantibus aequora ventis
e terra magnum alterius spectare laborem,
non quia vexari quemquam est iucunda voluptas,
sed quibus ipse malis careas quia cernere suave est;
suave etiam belli certamina magna tueri
per campos instructa, tua sine parte pericli;
sed nihil dulcius est, bene quam munita tenere
edita doctrina sapientum templa serena,
despicere unde queas alios passimque videre
errare atque viam palantis quaerere vitae,
certare ingenio, contendere nobilitate,
noctes atque dies niti praestante labore
ad summas emergere opes rerumque potiri».

10 Tertullian, (Quintus Septimius Florens Tertullianus), lateinischer Kirchenvater des 2./3. Jh. – Anders sah *Augustin* unsere Lage. Bei ihm sitzt Christus mit uns in demselben Boot: «Das schreckliche aber ist das Meer, denn in ihm sind Reptilien ohne Zahl. Ich schaue sie in diesem furchtbaren Meer wie Reptilien, die Menschen, die noch nicht zum Glauben gekommen sind, sie wälzen sich noch in bitterem und unfruchtbarem Wasser. Aber siehe, da sind auch Schiffe, die übers Meer fahren, siehe, in eben dem Meer, das so schrecklich ist, schwimmen Schiffe und gehen nicht unter. Diese Schiffe sind die Kirchen, sie segeln dahin mitten im Wettersturm, in den Orkanen der Versuchung, durch die Wogen dieser Welt, mitten zwischen dem Getier klein und gross. Denn ihr Steuermann ist Christus mit dem Holz seines Kreuzes. Er führt sie zur Heimat der Ruhe!» (Enarrationes in Psalmos 103; sermo 4, 4f). «In allem, was der Herr getan, ermahnt er uns, wie wir hier leben sollen. Denn keiner ist nicht fremd in diesem Leben, auch wenn nicht alle sich sehnen, zum Vaterland heimzukehren. Auf der Reise aber leiden wir Wogen und Stürme: doch zumindest müssen wir im Schiffe sein. Denn wenn sogar im Schiffe Gefahren drohen, so ausser dem Schiffe sicherer Untergang» (sermo 75, 2–4).

Vorkommnissen des Lebens umher und können den der Welt drohenden Sturm nicht vermeiden.»¹¹

Die Taufe ist demgegenüber die Rettung aus dem Schiffbruch der Sünde, bei der es keinen Zuschauer geben kann. Aber was, wenn wir wieder scheitern und von neuem sündigen? Dann «wird es mit dem Entkommen bald ein Ende haben, wenn es mit dem Sündigen kein Ende hat. Wir sind ein Mal glücklich entronnen; begeben wir uns nicht mehr in Gefahr, wenn wir uns auch schmeicheln dürfen, nochmals zu entkommen. Die meisten, welche aus einem Schiffbruche gerettet sind, sagen dem Meere und der Schifffahrt Lebewohl für immer und ehren dadurch die göttliche Wohltat ihrer Errettung, indem sie der Gefahr eingedenk bleiben.»¹² Taufe und nach erneuter Sünde die Busse galten Tertullian als die «beiden rettenden Planken» nach dem Schiffbruch der Sünde.¹³

«Mithin ist die Busse das Leben ... Tritt sie an, o Sünder ... und umklammere sie so, wie ein Schiffbrüchiger ein getreues Brett. Es wird dich, den in die Meeresfluten der Sünde Versenkten, emporheben und in den Hafen der göttlichen Erbarmung weitertragen.»¹⁴

Das sind grosse Hoffnungen, aber zumindest nicht mehr aus der Position des sicheren Hafens, sondern mittendrin. Stets als Schiffbrüchiger zu treiben, das wäre die Einsicht in die Allgegenwart des Scheiterns. Kein Schiffbruch *mit* Zuschauer mehr, sondern der Schiffbruch *des* Zuschauers. Selbst der vermeintlich gerettete Theologe Tertullian war sich der allgegenwärtigen Gefahr des Scheiterns bewusst – und griff zum Gegenmittel theologischer Rhetorik, nicht ohne poetische Neigungen. Woher wohl solch eindringliche Metaphorik, wenn nicht aus den eigenen Erfahrungen des Scheiterns. Davon bleibt die «neue Poesie» allerdings gezeichnet. Sie ist so fragil wie ihr prekärer Ursprung im Scheitern.

Eine zweite Antwort auf das Scheitern

Das Ende des Paradieses war nicht nur der Anfang der Kultur. Denn dieses «Geschichte machende» Scheitern war und blieb prekär. Es provozierte nicht nur «neue Poesie», sondern war auch der Anfang von Mord und Totschlag, seit Kain und Abel. Keine Kultur ohne den Schatten ihrer selbst, Gewalt und Barbarei. Das Scheitern der Erwartungen, die Öffnung der Schere von Lebenszeit und Weltzeit, provoziert *zweierlei* Antwort: Not und Tugend.

Die Spur dieser Gewalt findet sich bei näherem «Hinsehen» allerdings auch schon *in der Poesie*. Wer angesichts des Scheiterns *dennoch* dichtet, der dichtet nicht ohne Gewalt. Wenn's schlecht geht, tut er anderen Gewalt an. Wenn's gut geht, tut er seiner

Enttäuschung Gewalt an. Er belässt es nicht bei Leid und Schmerz, sondern geht dagegen an mit der Macht der Phantasie. Wer das *selber* tut, als Betroffener, der hat gut dichten, sofern er noch Worte findet. Wenn das die Zuschauer tun, wird es nur zu schnell leichtfertig – womöglich billiger Trost oder blanker Zynismus. Die Macht der Poesie ist nicht nur zur Rettung brauchbar.

Der gutartige Ausgang der Paradiesgeschichte in die Kultur ist das eine, der böartige in die Zerstörung deren Kehrseite. Denn Gut *und* Böse gehen aus dem Scheitern hervor – und die Kultur birgt beides in sich. Nicht nur Poesie, auch die Wut auf die Welt, die sich den eigenen Erwartungen nicht fügt. Wenn einem die Welt nicht passt – wird sie passend gemacht. Und das geht nur mit Gesten von Macht und leider auch Gewalt. Naturbeherrschung und Weltmachtswahn sind die wilden Wagnisse derer, die sich ihre Welt passend machen wollen.

Aber auch wenn man es zivilisiert versucht, mit Technik, auch der der Medizin, ist der gute Wille nur zu oft die Wurzel des Übels. Wenn man viel vermag, wird man wohl oder übel zum Gefangenen seines Könnens. Man darf nicht mehr lassen, was man einmal kann. Als medizinischer Analphabet und Konsument ihrer Künste könnte man manchmal meinen, die Kranken seien vor allem die Mittel der Maschinen, sich selber weiterzuentwickeln. An dieser gefährlichen Eigendynamik der Technik zeigt sich – dass aus dem Scheitern nicht nur Poesie entspringt, sondern auch alle anderen Kulturtechniken. Und die sind stets ambig.

In der Regel sind es Techniken des Zeitgewinns. Denn die *eigentliche Versuchung* im Paradies waren nicht die Frauen – schon gar nicht solange es nur eine gab – sondern die gefährliche Versuchung war und blieb es, den Riss der auseinander driftenden Zeiten schliessen zu wollen, Lebenszeit und Weltzeit zur Deckung zu bringen.¹⁵ Wenn man beide zur Deckung bringen *könnte* – der grösste und gefährlichste aller Wünsche – würden alle Wünsche erfüllt. So scheint es. Der Grenzwert dieser Erwartungen ist

11 Tertullian, Über die Bekehrung, in: Ders., Sämtliche Schriften, übers. u. hg. v. K.A.H. Kellner, Bd. 1, Apologetische und Gelegenheits-Schriften, Köln 1882, 274–291, c. 1; 275.

12 Ebd. c. 7; 285.

13 Ebd. 291.

14 Ebd. c. 4; 279.

15 «Nur die stärkste aller Verlockungen, wie Götter zu sein, konnte das Wissen überbieten, was Sterben bedeutete; dazu musste sie die Erwartung enthalten, die Zeit der Welt zur eigenen Zeit zu machen. Nur diese Rivalität von Verbot und Versuchung ist denkbar: Das Wissen von der Differenz zwischen Weltzeit und Lebenszeit einerseits, das Angebot ihrer endgültigen Identität andererseits» (Blumenberg, Lebenszeit und Weltzeit, 74f).

aber nicht mehr paradiesisch, sondern sehr gefährlich: dass die eigene Lebenszeit mit der Weltzeit zur Deckung kommt. Das heisst entweder, dass das eigene Leben so lange dauert wie die Welt; oder, wenn das zu scheitern droht, dass umgekehrt die Welt nur solange dauert wie das eigene Leben.

Letzte Wünsche

Zwischen unserer Lebenszeit und der Weltzeit war ursprünglich ein kleiner Spalt, aber im Laufe der Geschichte ist mehr daraus geworden: ein Riss zwischen zwei Horizonten. Als würden zwei Welten auseinanderdriften. Ein Riss, der immer grösser wird – wie eine sich öffnende Schere. Blumenberg nannte das die «Schere von Lebenszeit und Weltzeit».

Dieser «elementare Konflikt» von Lebenszeit und Weltzeit ist gefährlicher «Verschärfungen fähig ...», die sich auf die Formel bringen lassen: Immer weniger Zeit für immer mehr Möglichkeiten und Wünsche.¹⁶ Immer weniger Zeit für immer mehr Wünsche – das heisst auch: immer mehr Enttäuschung, immer öfter das Scheitern der Erwartungen. Das kann resignativ werden – muss es aber nicht. Sinnvoller gebraucht man diese Einsicht, wenn sie einen

nachdenklich werden lässt. Nachdenklich, wie wir darauf antworten sollen.

Auf die genannte Schere antworten wir in der Regel mit «Techniken des Zeitgewinns»: mit Beschleunigung und der stets gepriesenen Steigerung der *Effizienz*. Etwas atemlos meistens, und immer unter dem Diktat der Ökonomie. Im Lichte der etwas ausphantasierten Paradiesgeschichte erscheinen diese Therapeutika einigermaßen zweifelhaft. Nachdenklichkeit jedenfalls und ein gewisses *Zögern* – würden einem mehr Zeit lassen, das rechte Mass zu finden, und sich das Mass nicht sofort von der Ökonomie diktieren zu lassen.

Dieser Luxus der Nachdenklichkeit und des Zögerns – früher hätte man vielleicht Besonnenheit gesagt – der ist es, dem Phantasie und Poesie entspringen. Ohne Zeit zur Nachdenklichkeit bleiben nur die üblen Techniken des Zeitgewinns. Den Riss der Zeiten schliessen zu wollen – das ist und bleibt wohl oder eher übel die unendliche Sehnsucht der Kultur. Aber damit zeigt sich *in* unserer Kultur auch der Keim diabolischer Versuchungen. Denn die Techniken des Zeitgewinns werden allzu schnell diabolisch. Letztlich – im Grossen und Ganzen – zielen sie auf eine Apokalypse: eine finale Deckung der Welt mit meinem Leben. Das Ende oder die Vollendung der Welt im Rahmen meines Lebens. Alles auf einmal und das solange ich noch lebe.

«*Enge der Zeit ist die Wurzel des Bösen*»,¹⁷ meinte Blumenberg schliesslich.

¹⁶ Ebd., 73.

¹⁷ Ebd., 71.